Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 416. **Berlin, Montag, den 19. August 1889.** **XVIII. Jahrgang.**

□ Politische Wochenschau.

Von
Arnold Bodek.
(Im Vertretung.)

Praktische Leute wollen beobachtet haben, daß gerade solche Ehen, die weniger aus einer neckischen Laune des Liebesgottes als aus verständigen Erwägungen hervorgehen, sich oft am besten bewähren, sich im Laufe der Jahre immer fester gestalten und an Innigkeit erinnern die interessantesten Liebesbündnisse beschämen. An diese Beobachtung erinnern die Erfahrungen, die wir mit dem deutsch-österreichischen Bunde gemacht haben. Zuerst nur aus nüchterner Berechnung der beiderseitigen Interessen und fast widerwillig zu Stande gekommen, hat er sich allmählich immer mehr verliebt, geläutert und einen Grad herzlicher Wärme angenommen, der in der Geschichte der Allianzen ohne Beispiel dasteht. So ist das Verbrüderungs-Bankett im Weißen Saal, welches den Mittelpunkt der diesmaligen Kaiserbegegnung bildete, zu einem wahren Liebesmahl geworden, und wenn auch die diplomatischen und technischen Abmachungen, die von den hier versammelten politischen und militärischen Spitzen der beiden Reiche getroffen wurden, vorläufig noch im Dunkeln bleiben, so genügen doch schon die Trinksprüche, die bei jener Gelegenheit gewechselt wurden, zu dem unwiderleglichen Beweise, daß Deutschland und Oesterreich sich den Gefahren gegenüber, die dem Frieden jetzt oder in Zukunft drohen, zu einem „untrennbaren" Ganzen zusammengeschlossen haben.

„Viribus unitis!" Mit diesen Worten hat Kaiser Wilhelm kurz und schlagend die Lage gekennzeichnet, und wenn sie auch aus irgend welchen Rücksichten bei der amtlichen Wiedergabe des Toastes fortgelassen wurden, so können sie dadurch doch nicht ungesprochen gemacht werden. Gerade diese glücklich improvisirte Einflechtung des österreichischen Wappenspruchs bleibt ein untrügliches Merkmal der Gesinnung, aus der heraus der deutsche Kaiser, von der Stimmung des Moments fortgerissen, für die unauflösliche Verbindung der beiden Heere und Völker Zeugniß ablegte. Ja, auch der Völker wurde diesmal, abweichend von den Reden bei früheren Anlassen, mit besonderer Betonung gedacht. Kaiser Wilhelm gelobte feste Bundestreue, nicht nur für sein Heer, sondern auch im Namen des deutschen Volkes, und an das Volk, an die „Angehörigen dieses weiten Reiches", richtete sich dann auch der Dank des Kaisers Franz Joseph. Der Letztere hätte freilich in Bezug auf die Völker seines Reiches nicht ganz ohne Vorbehalt in das Gelöbniß der Treue einstimmen können. Hat er es doch erfahren müssen, daß in den Festjubel der Berliner Kaiserlage von der Moldau, ja von der Donau her Unkenrufe hineinklangen, die das Kaiserwort von der „untrennbaren Verbrüderung" widrig persiflirten. Czechen und Ultramontane im Bunde fühlten sich in ihrem fanatischen Deutschenhasse bemüßigt, an dem Kaiserworte zu drehen und zu deuteln. Sie waren so gnädig, das Bündniß für jetzt und auf Zeit, aber auch nur auf Zeit gelten zu lassen; von einer Festlegung des Bündnisses als einer dauernden Institution wollten sie nichts wissen.

Das waren bedauerliche Mißtöne, die auf Unterströmungen hinweisen, welche im Augenblicke in Oesterreich unter der Oberfläche des Bündnisses ihr Wesen treiben. Aber sie werden hoffentlich auch ihr Gutes haben, indem sie den Klärungsprozeß, der durch die letzten böhmischen Wahlen einen scharfen Anstoß erhalten hat, beschleunigen. Auf die „Versöhnungspolitik" des Grafen Taaffe, die gerade am Tage des Einzuges Kaiser Franz Josephs in Berlin ihr zehnjähriges Jubiläumm feierte, ist von Neuem ein grelles Licht gefallen, dessen Eindruck sich der österreichische Monarch am wenigsten entziehen dürfte. Daß die Proteste gegen das ihm so sehr am Herzen liegende und soeben neu von ihm bekräftigte Bündniß aus dem Lager kommen, in dem das Taaffesche System seine Hauptstützen findet, kann diesem in den Augen des Kaisers nicht zum Vortheil gereichen. „Ich bin ein deutscher Fürst!" hat er selbst einmal gesagt, und der Augenblick scheint nahe, in welchem er sich anschickt, aus diesem Worte, an das jüngst Prinz Ludwig von Baiern zur rechten Zeit frisch und wohlgemuth erinnerte, auch für die innere Politik Oesterreichs die praktischen Folgerungen zu ziehen.

Daß der Berliner Bündnißjubel unseren Feinden an der Newa und der Seine unangenehm in die Ohren klang, war zu erwarten, und so soll es auch sein: wenn Jene sich ärgern und ängstigen, dann dürfen wir schon sicher sein, daß wir auf dem rechten Wege sind. Der Galgenhumor, der aus den hämischen Glossen der Panslavisten und Chauvinisten spricht, verräth nur die Ohnmacht, mit der man dort dem gewaltigen, jetzt auch von England flankirten Friedensbollwerk gegenübersteht. Dieselbe Verlegenheit äußert sich in den aprilartig wechselnden Ankündigungen und Absagen des vom Zar dem deutschen Kaiser zugedachten Besuches. Daß die Angaben über Zeit und Ort dieses Besuches so buntscheckig durcheinander wirbeln, ist diesmal sicher nicht die Schuld der Zeitungen; vermuthlich weiß man in Petersburg selbst noch nicht, ob, wann und wohin man kommen wird. Schließlich wird man sich doch wohl noch zu einer kurzen Höflichkeitsvisite aufraffen; aber ob sie nun in Kiel, Danzig oder Stettin, in Berlin oder Potsdam stattfindet —, der Vergleich mit den jüngsten Kaisertagen wird unter keinen Umständen zu ausfallen, daß er dem Selbstgefühl des Zaren aller Reußen schmeicheln kann. An höfischen Ehren wird unser Kaiser es gewiß nicht fehlen lassen; aber wahre Freundschaft und Bundesgenossenschaft findet der Zar, seiner eigenen Wahl zufolge, doch nun einmal allein beim Fürsten von Montenegro.

Oder sollte er es doch noch mit einem französischen Bündniß versuchen wollen? Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert! Für den Augenblick hat die ohnehin schon sehr wackelige Bündnißfähigkeit Frankreichs einen neuen argen Stoß erlitten. Der Prozeß Boulanger hat aller Welt einen tiefen Einblick in den Pfuhl der Korruption erschlossen, der sich in Frankreich immer mehr ausgebreitet hat. Selbst wenn man der Art, wie dieser politische Tendenzprozeß in des Wortes verwegenster Bedeutung geführt worden ist, zweifelnd gegenübersteht, selbst wenn man für die gemeinen Verbrechen des Betruges und der Unterschlagung, deren der „brave General" für schuldig befunden, den Beweis nicht als vollkommen geführt erachtet, so bleibt doch noch immer des Schmutzes genug übrig, um jeden unbefangenen Zuschauer mit Ekel zu erfüllen. Daß ein geistig und sittlich auf so niedriger Stufe stehender Abenteurer, von so verkommenen Elementen umgeben, mit so niedrigen Mitteln so gewissenlos operirend, gleichwohl Jahre hindurch in Staat und Gesellschaft eine Rolle spielen konnte — und welch eine Rolle! — das richtet nicht nur ihn selbst, sondern Alle, die es dahin kommen ließen. Nach Tausenden zählen seine Mitschuldigen, und es sind Viele darunter, die ihn jetzt verurtheilen und sich anscheinend mit Abscheu von ihm abwenden.

Welche Gewähr haben wir dafür, daß das über Boulanger verhängte Strafgericht das Signal einer gründlichen Einkehr, daß dieser Prozeß zugleich der Anfang eines Reinigungsprozesses für ganz Frankreich ist? Hatte nicht auch Boulanger selbst den Kampf gegen die Korruption als scheinheilige Parole auf seine Fahne geschrieben? Und doch war gerade er der Bannerträger einer moralischen Fäulniß, die bedenklich an die des zweiten Kaiserreiches erinnert. Ist sie selbst beseitigt, wenn auch ihr Repräsentant abgethan sein mag? Und ist die Revanchedee beseitigt, die er in den Dienst seines persönlichen Ehrgeizes nahm, — diese unselige Idee, die bei aller ihrer Hohlheit und Aussichtslosigkeit das Mark Frankreichs verzehrt? Mögen die Franzosen zusehen, daß sie aus dem Prozeß Boulanger, der ein dunkles Gegenbild zu den Berliner Kaisertagen darbot, bei Zeiten die rechte Lehre ziehen, damit es nicht auch von ihnen heiße: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben!"

---

* Die **deutsche Kolonialgesellschaft** hat, ungeachtet des Winkes mit der Norddeutschen, die angekündigte **Entrüstungsversammlung** gegen die „Uebergriffe der Engländer in Afrika" vorgestern Abend im großen Saal des Architektenhauses abgehalten. Trotz unserer geringen Vorliebe für die Kolonialgesellschaft können wir derselben diesmal doch unsere Anerkennung nicht versagen; sie hat gegen den direkt ausgesprochenen Willen der Regierung ihr Vorhaben ausgeführt und sich dadurch auf den Boden der „Reichsnörgler" begeben. Die Versammlung selbst verlief programmmäßig. Nach Verlesung der pünktlich eingetroffenen Zustimmungsbriefe und Begrüßungstelegramme hielten die Herren Staudinger, Reichardt und Schweinfurth die angekündigten Reden. Darauf ward „einstimmig" die übliche Resolution angenommen, auf deren Wiedergabe wir verzichten zu dürfen glauben, weil dieselbe ja doch ohne alle praktischen Folgen bleiben wird. Nachdem die Herren sich so genügend entrüstet hatten, verfügten sie sich schaarenweise in Bierlokale und stärkten sich am edlen Gerstensaft. Mitternacht war längst vorüber, als man im Gefühl, wieder einmal etwas Großes für das Vaterland gethan zu haben, aber in keineswegs „entrüsteter" Stimmung die häuslichen Penaten aufsuchte.

---

* Die englische Presse hat es kaum für der Mühe werth gehalten, die Möglichkeit zu besprechen, daß die französische Regierung die **Auslieferung Boulangers** beantragen möchte, da man in England allgemein der Ansicht ist, daß, wenn es jemals einen politischen Verbrecher gab, Boulanger ein solcher ist. „Ob er öffentliche Gelder unterschlagen hat oder nicht (bewiesen ist es nicht im Mindesten)", schreibt die „St. James Gazette", „das jedenfalls ist sicher, daß jeder englische Richter ihn nur als politischen Verbrecher ansehen würde. Die französische Regierung sollte sich dieses bei Zeiten merken."

---

* Zu dem mehrfach von uns erwähnten „Wucher mit Seelenmessen", der ein so grelles Schlaglicht auf die Lage der **römischen Geistlichkeit** wirft, zu diesem Handelsartikel der Kurie bringt die römische „Tribuna" wiederum recht interessante Dokumente. Wie unser römischer ☞-Korrespondent schreibt, wird die Redaktion des genannten liberalen Blattes von kleinen römischen Geistlichen bestürmt, die ihr für die Initiative zu Gunsten des niederen Klerus danken und das Organ der parlamentarischen Linken flehentlich bitten, doch in dem guten Kampfe für das Recht der armen „Scagnozzi" (niedere Priester) nicht zu erlahmen. Kürzlich veröffentlichte die „Tribuna" nun den Brief eines auf der Redaktion selbst erschienenen alten und ehrwürdigen Geistlichen, der folgende Daten enthält: Von den Kardinälen und sonstigen höchsten Geistlichen abgesehen, giebt es in Rom nicht weniger als 500 Prälaten und Monsignori mit dem monatlichen Gehalte von 1000 bis 1500 Lire und 500 andere mit 7—800 Lire. Der Rest der römischen Weltgeistlichen bezieht überhaupt kein festes Gehalt, sondern nährt sich von dem kümmerlichen und ungewissen Erträgnisse der Messen, gelegentlichen Predigens oder von den Brocken, die vom Tische der in Karossen fahrenden, in dulci jubilo sich ihres Prälatenthums freuenden Brüder fallen. „Ausdrücklich sei bemerkt" — so schreibt der römische Geistliche in der „Tribuna" —, „daß die reichen Brüder absolut nichts thun, während die ganze Arbeitslast auf die kleinen Priester gewälzt ist." Die vorzüglich bezahlten Canonici — zumal der von S. Peter! — haben außer ihrem Kanonikat zumeist noch so viele Nebenämter und Nebenverdienste, daß sie die Pflichten des Kanonikats darüber vernachlässigen und im Chor oft nur vier oder fünf der großen Herren zu sehen sind. Diejenigen römischen Priester, die ohne Verwandte oder Protektion sind und die unter anderen Umständen vielleicht längst Kardinäle wären, sind so von jedem Weiterkommen in ihrer Karrière ausgeschlossen und oft genug

---

„Bitte, recht freundlich!"

Von [Nachdruck verboten.]
Maximilian Harden.

Etliche tausend Jahre hatten die wärmenden Sonnenstrahlen ein müßiges Scheinleben geführt, da begannen sie sich ihres trägen Spaziergänger-Daseins zu schämen, und sie beschlossen, auf ihre alten Tage noch etwas zu lernen. Mit wahrhaft himmlischer Vorurtheilslosigkeit gingen sie in die Stadt der Menschenrechte, nach Paris, wo sie anstatt des Roi Soleil den Roi Parapluie antrafen, und lernten dort, den bürgerköniglichen Umständen entsprechend, einfach nach der Natur zeichnen. Und als sie ihre für so hochgeborene Herren besonders anerkennenswerthen Studien nothdürftig beendet hatten, da erklärte ein kluger Mann der nur mäßig staunenden Mitwelt, er habe die Photographie erfunden.

Das Staunen der Mitwelt ist immer nur mäßig. Wer am Wochenbett stand und aus lauwarm dunstenden Windeln das krebsrothe Kindlein hervorquarren hörte, der wird sich nie und nimmermehr überzeugen lassen, daß aus diesem winzigen Bündel Fleisch ein bedeutender Mensch geworden sein könnte. Als daher die ersten Leistungen der Daguerreotypie mangelhafte Versuche blieben, waren die gelahrten Fortschrittsfeinde sich sofort darüber einig, daß es sich hier nur um eine thörichte Spielerei jugendgrüner Neuerungssüchtler handle. Und doch hatte man nicht nur die Lichtbildnerei entdeckt an dem Tage, wo die Sonnenstrahlen das Zeichnen gelernt hatten: eine neue Kunst hatte unter dem Strahlenzeichen das Licht der Welt erblickt, der vielgeschmähte, oft verdrehte, jüngstdeutschländlich-mitverständlich verkannte — Naturalismus.

Am letzten Schöpfungstage hatte der Herr sein Werk angesehen und er hatte gefunden, daß es gut sei. Die Gottbegnadeten aber, so man Dichter nennet und Künstler, sie waren anderer Meinung; das gute Schöpfungswerk gefiel ihnen nicht, und sie gruppirten und färbten sich eine andere Welt zurecht, die sie mit einem ebenso inhaltsarmen als vokalreichen Wort das Reich des Ideals nannten. Und nun zeigte es sich plötzlich, daß man die Dinge nur scharf zu beleuchten braucht, um sie so schön zu sehen, wie sie eben nur in der Wirklichkeit sind. Die Optik des neuen Apparates gab alles Sichtbare wieder mit den tausend wundervollen Höflichkeiten des strömenden Lebens, und — alle Bequemlichkeitsfreunde waren entrüstet. Mit einem Schlage erkannte man, daß — ein Ochse immer wie ein Ochse aussieht. Das war zuviel. Zum Teufel mit der Wahrheit, rief man, gebt uns die gute, alte Schönheit wieder, damit wir wieder glauben können, nur unser Nachbar habe eine Warze am Kinn, unsere Haut aber sei glatt und rein und fein! Wie immer, wenn es sich darum handelt, eine liebgewordene Illusion noch eine Weile zu bewahren, ward ein Kompromiß abgeschlossen: Die Wahrheit blieb, aber die Schönheit ging nicht. Das Sichtbare wurde lichtbildnerisch fixirt, vorher aber zupfte und zerrte der kluge Künstler an seinem Opfer herum, gab ihm die goldene Lehre, den Kopf nicht zu hoch zu tragen, und schloß endlich die Reihe seiner Verschönerungsversuche mit dem bedeutungsvollen Sätzlein: „So — nun, bitte, recht freundlich!"

„Bitte, recht freundlich" — wer kennt es nicht, das Schreckenswort, das auf unsere Züge ein ängstliches Zahnarztlächeln bannt und jeden individuellen Ausdruck sofort verschwinden läßt? Der Kopf steckt im Schraubstock, die Arme sind in eine möglichst unbequeme und ungewohnte Lage gebracht, die Augen starr auf einen festen Punkt gerichtet — so, „nun, bitte, recht freundlich!" Das Tuch wird von dem Glas entfernt, und krampfhaft zwinkernd lächelt der „bitte, recht freundliche" Herr zur spanischen Wand empor. „Einen Augenblick Geduld." Man wartet, selig, wieder sein eigenes Gesicht machen zu dürfen. „Die Aufnahme ist mißrathen; ich sagte es Ihnen ja, Sie müssen viel freundlicher aussehen."

Man kann niemals freundlich genug aussehen, wenn man sich photographiren, kämmen oder hervorrufen läßt. Und darum erhalten diejenigen Leute die besten Bilder, die schon von Berufswegen an die mimische Heuchelei gewöhnt sind, die immer ein Sonntagsgesicht machen können. Schließlich ist ja jede Repräsentation eine feierliche, staatlich und kirchlich beglaubigte Schaustellung, vor der man sich selber ganz heimlich zuraunt: „Bitte, recht freundlich!" Und nur die größere Uebung entscheidet über den Erfolg. Wer das nicht glauben will, der gehe einmal durch die reichshauptstädtischen Straßen und sehe sich die Schaukasten der Photographen an: Prinzen, öffentliche Persönlichkeiten aller Art, Schauspielerinnen, Hofprediger wirken am vortheilhaftesten, und doch wird man sie nicht stets als die würdigsten Repräsentanten der Nation gelten lassen können.

Die Photographen hatten die Wahrheit gefunden, aber sie mußten einen Theil derselben opfern auf dem Jahrmarkt der menschlichen Eitelkeit. Es ist gar so unangenehm, auch im Bilde so wenig schön zu sein wie in der Wirklichkeitswelt! Die große Menge hängt mit eigensinniger Trägheit an den holden Lebenslügen, sie folgt gern und willig der Aufforderung: „Bitte, recht freundlich," und sie schimpft mit erschütterndem Sittlichkeitspathos über die neue, lebenabschreibende Kunst, die so grau ist und so weit und so erbarmungslos — wie das Leben selbst. Es gehört eine große Kultur dazu, bis ein ganzes Volk es einsieht, wie verderblich es ist, zu lügen.

Einstweilen wird noch frisch drauf los gelügt — ächelt in der alten Welt. Frau Europa sitzt in unbehaglicher Position da: ihr schwerer Panzer erdrückt sie, der lastende Helm zwängt das Gehirn ein, mit unruhvollen Augen blickt sie umher. Der geschickte Lichtbildner aber weiß sich zu helfen; er giebt ihr sogenannte Repräsentationspflichten, flicht der alten mürrischen Dame einen Oelzweig ins grauwoll ergrauende Haar, wirft ihr ein weißes Festgewand über die von Wehen erschöpften Lenden, giebt ihr eine Fahne in den respektiven Landesfarben in die welke Hand und ruft der aufgeputzten Greisin zu: „So — nun, bitte, recht freundlich!"

Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege entstehen die friedenathmenden Stimmungsbilder aus dem Jubiläumsjahr der photographischen Kunst. Ist die Aufnahme gelungen, so werden die bunten Fahnen, die grünwallenden Laubgewinde wieder abgenommen, und des Alltags fahle Aermlichkeit kommt wieder zum Vorschein; gelang das Bild aber nicht vollkommen, so geht man schnell an eine zweite, noch freundlichere Aufnahme. Die Platte wird nicht zerstört, und das Vervielfältigungsrecht bleibt dem trügerischen Wahrheitskünstler vorbehalten.

Vielleicht versucht man es bald einmal mit dem Gegentheil, wenn das offiziöse Photographengrinsen nicht wirkt; vielleicht sieht es freundlicher aus auf der Welt, wenn den Menschen zugerufen wird: „Bitte, recht ernsthaft!"